

PRESSE Die Araber der besetzten Gebiete Keine Aussicht auf Einigung blieben vollkommen ruhig in Zypern

Die zweite Kriegswache

Heute stellt fest, dass die irakische Einmischung und der Eintritt jordanischer Truppen in die Kampfhandlungen — sofern er erfolgen wird — zwar die Kampfhandlungen im Norden verlängern können, doch die Konzeption, das schwächere Glied in der feindlichen Kette, Syrien, bevorzugen zu bekämpfen, habe sich als richtig erwiesen. Die Kampfkraft der beiden Seiten hängt weitgehend von ihrer Fähigkeit ab, sich gegen die feindlichen Waffenschubkräfte zu schützen, und auf diesem Gebiete erkennen sich Ägypten und Syrien eines Vorsehens, weil sie von der Sowjetunion nicht nur vor aus reichlich mit Waffen versorgt wurden, sondern auch weiterhin versorgt werden. Einmal wichtiger ist uns das Risiko der amerikanischen Beistand, für einen Kräfteausgleich zu sorgen. Kleinstenfalls in diesem Zusammenhang auf die „fortwährende militärische Verbindung“ zwischen den USA und Israel hin, und es ist anzunehmen, dass dies nicht nur eine Phrase ist, es war gut gewesen, wurde. Einmal wichtiger ist uns das Risiko der amerikanischen Beistand, für einen Kräfteausgleich zu sorgen. Kleinstenfalls in diesem Zusammenhang auf die „fortwährende militärische Verbindung“ zwischen den USA und Israel hin, und es ist anzunehmen, dass dies nicht nur eine Phrase ist, es war gut gewesen, wurde.

Die arabischen Bevölkerung als solche blieb ruhig und liess sich nicht mehr zu der Begleitung hinreissen, die im allgemeinen jordanischen Gebiet und in der Zone von Gaza war ein Terror; am Vorabend des ägyptisch-syrischen Angriffs den Vize-Politikern der Stadt erwiderte, aber diese Tat kann eine Einzelerscheinung gewesen sein.

Hier haben mehrere Erwägungen eine Rolle gespielt: • Die arabischen Einwohner haben das militärische und wirtschaftliche Potential Israels aus eigener Anschauung kennengelernt und glauben nicht daran, dass die arabischen Staaten heute so leicht umzustehen sind, Israel zu schlagern.

• Die Einwohner des Westjordanlandes sind gespalten. Ein Teil von ihnen fühlt sich weiter zu Jordanien und zu Hussein gehörig und wartet Patien ab, um Amman ab. Solange Jordanien nichts unternimmt, werden diese Elemente Ruhe halten. Die pro-ägyptischen und syrischen Teile der Westjordan-Bewohner haben bisher keinerlei Bedeutung im öffentlichen Leben des Westjordanlandes gewonnen können.

• In der Zone von Gaza sind die radikalen pro-ägyptischen Elemente stärker. Andererseits gibt es dort viele Araber, die die Rückkehr der Ägypter fürchten. Sie glauben, dass sie sich schon als „Kollaborateure“ kompromittiert haben, und möchten sich nicht der Rache der zurückkehrenden Ägypter aussetzen. Daher halten sie die Wahrung der Ruhe und passives Abwarten für das Wichtigste.

• Ein grosser Teil der arabischen Bevölkerung im Westjordanland und in der Zone von Gaza ist sich darüber klar, dass erneuter Einmarsch der Jordanier und der Ägypter mit einem Rückschritt um Jahrhunderte in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung verbunden sein muss. Ausländische übelwollende Journalisten haben zwar in den Arabern, die in Israel arbeiten, die „Knechte der Juden“ sehen wollen, aber die arabischen Arbeiter fühlen sich bei dieser gutgezahlten Knechtschaft recht wohl, denn sie hat ihnen Perks, elektrische Külschränke und andere Segnungen der Zivilisation eingebracht, von denen sie in der jordanischen Zeit nicht einmal zu träumen gewagt hätten. Würde das Westjordanland wieder mit Jordanien vereinigt werden, so würde sich ein so grosser zivilisatorischer Unterschied zwischen beiden Teilen des Staates ergeben, dass schwere innere Auseinandersetzungen unvermeidlich wären.

Von YACHIN

Praktisch hatten sich die ersten Kriegstage dahin ausgezehrt, dass in Ostjerusalem und in anderen Orten des Westjordanlandes die Geschäfte zum grossen Teil geschlossen blieben. Wie in arabischen Städten üblich, gab es zunächst eine Einkaufspanik, die jedoch von den Behörden in die gebührenden Bahnen gelenkt wurden.

In den Strassen von Jerusalem herrschte Ruhe, und nur der verstärkte Einsatz von Polizei wies darauf hin, dass Ausnahmezustand herrschte. Die arabischen Arbeiter aus dem besetzten Gebiet erschienen in den ersten beiden Tagen nach Kriegsbeginn zum grossen Teil nicht zur Arbeit, aber dies war

in erheblichem Masse auch die Folge davon, dass Egged nicht instande war, für den Transport der Arbeiter zu sorgen. Nachdem der Autobusverkehr von Egged nach dem israelischen Gebiet wieder aufgenommen wurde, mehrte sich die Zahl der arabischen Arbeiter, und ein ganz erheblicher Teil von ihnen ist bereits wieder an seinen Arbeitsplätzen erschienen.

Selbstverständlich ist sorgfältige Beobachtung der Situation durch die israelischen Behörden erforderlich, denn radikale Elemente möchten gern die Widerstandsbewegungen veranlassen. An einigen Orten kam es angesichts des Überfalls vom 6. Oktober zu Freudenfeiern jüdischer Jugendlicher, und diese müssen uns zu denken geben. Je länger der Krieg andauert, umso mehr muss mit der Gefahr der Organisation israelischer Elemente gerechnet werden, und Vor-sicht ist am Platz.

Die national-arabische Presse hatte ihre Schwierigkeit der Behandlung der Kriegereignisse. Die radikale Zeitung „Al Schahab“ (Volk) erschien am ersten Tage nach Kriegsbeginn ohne Leitartikel. Die am meisten verbreitete Zeitung „Al Kuds“, die pro-jordanisch ist, sprach sich im Leitartikel für eine Lösung des Nahost-Konflikts gemäss dem Beschluss des Sicherheitsrates von 1967 aus. Das Blatt liess erkennen, dass es sich im wesentlichen der von König Hussein vertretenen Haltung anschliesst und für ernste politische Bemühungen eintritt, die zum Rückzug der Israelis aus den besetzten Gebieten führen sollen.

Ich hatte ihn sogleich erkannt, obwohl er inzwischen, einunddreissig Jahre später, weisshaarig geworden und sein früher energisches, hartnäckiges Gesicht von zahlreichen Altersfalten gezeichnet war. Er sass, zwei Meter von mir entfernt, in einem Café der grossen Boulevards am Nebentisch und liess mit Aufmerksamkeit ein Skandalblatt der radikalen Rechten, „La Minute“.

„Noch immer die gleiche politische Linie“, sagte ich zu ihm. „Wie bitte?“, erwiderte er erstaunt und sehr reserviert. „Denken Sie an Rivesalles im Herbst 1942.“

Er liess langsam das Blatt sinken. „Rivesalles — ja, das könnte stimmen.“ Er sah mich aufmerksam an. „Sie waren damals Spezialkommissar für die Deportation in den Hautes-Pyrénées mit dem Hauptquartier in Rivest. Von Ihnen hing es ab, ob Mao fuhr oder nicht.“

„Jetzt erinnere ich mich“, sagte nunmehr der andere leise. „Sie waren dieser Journalist, der mir eine richtige Szene machte, von Verrat an Frankreich sprach und erklärte, dass ich ein wenig an die Zukunft denken sollte — de Gaulles wegen der Alliierten, die Sieger bleiben würden. Das fand ich reichlich unverschämte und unpassend von Ihnen, aber immerhin.“

„Und Sie sagten auch, dass ich und meinesgleichen durch ihre unverschämte Hetze gegen das Reich Adolf Hitlers den Krieg auf dem Gewissen hätten und nun sehr gerechtfertigt dafür zahlen müssten.“ Und dass wir uns da in eine Sache hineingemischt hätten, die uns gar nichts angeginge. Das „nichts“ anginge, hat mich damals, Sie verstehen das vielleicht heute, besonders amüsiert, obwohl mir

von dem Sofa. „das ist sicherlich Enrico. Hol das Kind. Liebes.“ Natalie zögerte und sagte dann: „Schön. Gehen wir.“ Am Steuer eines verrosteten, verblichenen alten Autos vor dem Hotel winkte ihnen ein Mann im Priesterhut und einem Mantel mit abgetragenen Pelzkragen mit einer Zigarette in dicker Bauernhand zu. „Professore!“ Das Gesicht des Priester-Bibliothekars hatte eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Gesicht Mussolinis — vorstehende, braune Augen, schweres, gebogenes Kinn und breiter üppiger Mund. Aber eine randlose Brille und der sanfte gelassene Ausdruck unter dem flachen schwarzen Hut sowie seine Stubeblässe minderten die ominöse Ähnlichkeit bedeutend. „Sie sehen müde aus, Professore“, sagte er, nachdem er Natalie in reizendem römischen Italienisch begrüsst und das dick eingepackte, fast unsichtbare Kind bewundert hatte. Der Wagen fuhr mit heiserem Aechzen an.

„Ich habe nicht gut geschlafen.“ Der Blick des Priesters war sanft und gütig. „Ich verstehe. Ich habe mich nach der Möglichkeit, dass Sie im Vatikan Unterschlupf finden, erkundigt. Es ist nicht unmöglich, aber das Konkordat schränkt unsere Handlungsfreiheit leider sehr ein. Zugleich möchte ich Sie warnen. Solche Ausnahme-Verfahren können sich negativ auswirken. Man lenkt die Aufmerksamkeit auf sich. Man wird zu einem Sonderfall.“ Er fuhr vorsichtig die fast ausgestorbene Hauptstrasse entlang und bog dann in eine Nebenstrasse ein, wo Menschenmengen zu der Piazza Venezia drängten, wobei Plakate über ihren Köpfen schwankten.

„Das Schlimme ist“, sagte Jastrow, „dass ich bereits einer bin.“ Der Priester schürzte die Lippen und neigte mit höchst italienischer Gebärde seinen Kopf. „Das ist wahr. Nun, Ihre unstrittige Nationalität könnte ein Vorteil sein. Wenn Sie tatsächlich staatenlos sind, dann sind Sie eben auch kein feindlicher Ausländer.“ Spanelli blickte sich mit gesenkten Lidern nach Natalie um. „Auf Ihre Nichtertrifft das natürlich nicht zu. Man nimmt an, dass Ihre Botschaft für Sie sorgen.“

„Pater, verzeihen Sie. Wer immer mir Unterschlupf gewährt, muss sie ebenfalls aufnehmen.“

geben. Je länger der Krieg andauert, umso mehr muss mit der Gefahr der Organisation israelischer Elemente gerechnet werden, und Vor-sicht ist am Platz.

Die national-arabische Presse hatte ihre Schwierigkeit der Behandlung der Kriegereignisse. Die radikale Zeitung „Al Schahab“ (Volk) erschien am ersten Tage nach Kriegsbeginn ohne Leitartikel. Die am meisten verbreitete Zeitung „Al Kuds“, die pro-jordanisch ist, sprach sich im Leitartikel für eine Lösung des Nahost-Konflikts gemäss dem Beschluss des Sicherheitsrates von 1967 aus. Das Blatt liess erkennen, dass es sich im wesentlichen der von König Hussein vertretenen Haltung anschliesst und für ernste politische Bemühungen eintritt, die zum Rückzug der Israelis aus den besetzten Gebieten führen sollen.

Der Arm der Regierung in Ankara ist lang bis in den türkischen Teil Nikosias reicht er immer. Als aktiver Kommunistenfeind und loyaler, konservativer Nationalist schien Denktaş der türkischen Militär- und Regierungsspitze eher geeignet für den Posten des zyprischen Vizepräsidenten als der bisherige Amtsinhaber, der populäre Arzt und Verleger Dr. Kültüncü. Mit mehr oder weniger sanftem Druck wurde dieser im Frühjahr gezwungen, sein Amt aufzugeben, das nach der Verfassung der Republik immer einem türkischen Zyprion vorbehalten ist.

Doch Denktaş, der gegenüber den griechischen Land-leuten einen harten Kurs steuert bis hin zu der — völlig unrealistischen — Drohung, die Insel total zu verlassen, und der sich innerhalb seiner Volksgruppe manchmal wie ein Statthalter Ankara gebärdet, stand zu der Zeit noch der Gegenkandidat Berberoglio im Wege.

Berberoglio, ein im englischen, türkischen und griechischen Recht kundiger Anwalt, strebt eine Verständigung zwischen den beiden Volksteilen an, die sich seit dem blutigen Unabhängigkeitskampf gegen die Engländer wie zwei feindliche Brüder gegenüberstehen. Die jahrelangen gegenseitigen Hetzkampagnen will er eingestellt wissen. Die „Grüne Linie“, die in Zypern die Griechen von den Türken trennt, will er schliesslich beseitigen und die türkische Minderheit

doch ein wenig mit den Türken solidarisch sein. „Auf Wiedersehen, Herr Kommissar“, sagte ich, „bis zum nächsten Deportationslager.“

Er blieb einen Augenblick betroffen stehen, schüttelte dann ganz leise, aber sagte nichts. Er verbeugte sich noch einmal leicht und verschwand sehr schnell im Gewühl des Boulevards.

„Ich weiss, Man sprach davon im Lager. Zu Unrecht übrigens, meines Erachtens. Die Fakten bestätigen diese These nicht. Denn diese These hat nicht verhindert, dass rund 12.000 Menschen von Ihnen in die Todeszüge gebracht wurden. Diese Brest-Litovsk — das war wohl eine Legende, die Sie selbst ins Leben gesetzt hatten.“

Er schwiegte eine Weile. Er war sichtlich genervt und in der Verteidigung. Dann sagte er plötzlich: „Wissen Sie, dass Ihnen diese Szene das Leben gerettet hat? Ich habe Sie damals schrecklich angebrüllt, aber Sie hatten mich doch irgendwann beeindruckt. Vor allem, weil die anderen immer so still und resigniert waren.“

„Möglich. Aber auch ohne Sie wäre wahrscheinlich nichts geschehen. Sie wissen, drei Tage später war der 15. November. Die Sidskone wurde besetzt, Rivesalles löste sich auf.“

„Ich habe“, sagte er mit Betonung, „für die Fälle, die mir interessant schienen, stets Verständnis gezeigt.“ „Jedes Menschenleben ist interessant“, erwiderte ich, „und bedenken Sie, es waren 12.000.“ Wissen Sie, wie viele von denen von Rivesalles später, nach dem Kriege, zurückgekommen sind?“

„Ich weiss es nicht“, sagte er ein wenig zerrissen. „114.“ Das ist wenig, nicht wahr, für die 12.000, die Sie damals hinschickten?“ Er schwiegte, wie von einer

litten leichte Verletzungen.

Der Priester schürzte abermals die Lippen und schwiegte. Die Menge schwoll an, als sie sich der Piazza näherten: stille, traurig aussehende Leute in abgetragenen Winterkleidern. Die Schwarzhemden, die die Plakate trugen, bemühten sich, den Knopf hoch zu tragen und den starren Blick des Duce zu kopieren.

„Die Plakate sind gemeiner als sonst“, sagte Jastrow. Neben dem Wagen marschierte ein dickes rotgesichtiges Schwarzhemd mit einer primitiven Karikatur von Mrs. Roosevelt, wie sie auf einem Nachtopf sitzt und Obszönitäten über ihren Ehemann gräht. Weiter vorn auf einem anderen Plakat ging auf Krücken ein Geldsack mit einem Rooseveltischen Grinsen und rauchte eine Zigarette aus einer schräg nach oben gestellten Spitze.

„Wenn der Topf kocht, kommt der Abschaum nach oben“, sagte der Priester. Er fuhr den Wagen durch enge Seitenstrassen, parkte in einem Durchgang voller Unrat und führte sie zur Piazza Venezia. Auf dem vollbesetzten Platz war es überraschend still. Die Menschen standen schweigend herum oder unterhielten sich leise miteinander. Der Himmel war grau, der Wind heftig und kalt. Fahnen tragende Schulkinder standen zusammengeklumpt zu einer zahmen Herde vor dem Balkon, ohne zu lachen oder Unsinns zu treiben, sie hielten nur zappelig ihre wehenden Fahnen hoch.

Der Priester hatte Jastrow und Natalie zu einem mit Seilen abgesperrten Teil geführt, wo Fotografen und Reporter sich scharten sowie ein paar Amerikaner und die grinsenden fröhlichen japanischen Korrespondenten, die Natalie auf dem Presseempfang getroffen hatte. Jemand stellte ihr einen Klappstuhl hin. Dort sass sie, hielt das schlafende Kind fest auf dem Schooss und zitterte hin und wieder vor Kälte, obgleich sie die dicke Strickjacke unter dem Mantel trug. Der schneidende Wind schien sie bis ins Mark zu durchdringen.

Sie warteten lange, bis Mussolini plötzlich auf den Balkon trat und die Hand zum Gruss hob. Ein Jubelkreisch brüllte und widerhallte auf dem Platz. „Duce! Duce! Duce!“ Das wirkte seltsam, da sämtliche Menschen schweigend, mit leerem oder feindlichem Gesichtsausdruck zu der hauchigen Gestalt in dem trocknenbesetzten Hut mit dem goldenen Adler und der schwarz-goldenen

Ein hektographierter Presse-schau, ein kommentarloser Ausdruck einiger Artikel aus den grossen türkischen Tageszeitungen „Hürriyet“, „Cumhuriyet“ und „Yeni Ortam“ reichten aus, um den Chef der Republikanischen Türkischen Partei von Zypern, Mithat Berberoglio, sowie den Generalsekretär dieser Partei zu sechse Monaten Gefängnis oder 300 Dollar Geldstrafe zu verurteilen. Die renommierten Zeitungen, die gegen die juristisch nichts unter-nommen wurde — hatten zu Zeiten der zyprischen Vize-präsidentenwahlen im letzten Frühjahr Kritik am Führungsstil des Kandidaten Denktaş geübt, der als Chef der türkisch-zyprischen Verwaltung fungierte und der als Vertreter der türkischen Minorität bei den Zypern-Verhandlungen bekannt wurde.

Der Arm der Regierung in Ankara ist lang bis in den türkischen Teil Nikosias reicht er immer. Als aktiver Kommunistenfeind und loyaler, konservativer Nationalist schien Denktaş der türkischen Militär- und Regierungsspitze eher geeignet für den Posten des zyprischen Vizepräsidenten als der bisherige Amtsinhaber, der populäre Arzt und Verleger Dr. Kültüncü. Mit mehr oder weniger sanftem Druck wurde dieser im Frühjahr gezwungen, sein Amt aufzugeben, das nach der Verfassung der Republik immer einem türkischen Zyprion vorbehalten ist.

Doch Denktaş, der gegenüber den griechischen Land-leuten einen harten Kurs steuert bis hin zu der — völlig unrealistischen — Drohung, die Insel total zu verlassen, und der sich innerhalb seiner Volksgruppe manchmal wie ein Statthalter Ankara gebärdet, stand zu der Zeit noch der Gegenkandidat Berberoglio im Wege.

Berberoglio, ein im englischen, türkischen und griechischen Recht kundiger Anwalt, strebt eine Verständigung zwischen den beiden Volksteilen an, die sich seit dem blutigen Unabhängigkeitskampf gegen die Engländer wie zwei feindliche Brüder gegenüberstehen. Die jahrelangen gegenseitigen Hetzkampagnen will er eingestellt wissen. Die „Grüne Linie“, die in Zypern die Griechen von den Türken trennt, will er schliesslich beseitigen und die türkische Minderheit

doch ein wenig mit den Türken solidarisch sein. „Auf Wiedersehen, Herr Kommissar“, sagte ich, „bis zum nächsten Deportationslager.“

Er blieb einen Augenblick betroffen stehen, schüttelte dann ganz leise, aber sagte nichts. Er verbeugte sich noch einmal leicht und verschwand sehr schnell im Gewühl des Boulevards.

„Ich weiss, Man sprach davon im Lager. Zu Unrecht übrigens, meines Erachtens. Die Fakten bestätigen diese These nicht. Denn diese These hat nicht verhindert, dass rund 12.000 Menschen von Ihnen in die Todeszüge gebracht wurden. Diese Brest-Litovsk — das war wohl eine Legende, die Sie selbst ins Leben gesetzt hatten.“

Er schwiegte eine Weile. Er war sichtlich genervt und in der Verteidigung. Dann sagte er plötzlich: „Wissen Sie, dass Ihnen diese Szene das Leben gerettet hat? Ich habe Sie damals schrecklich angebrüllt, aber Sie hatten mich doch irgendwann beeindruckt. Vor allem, weil die anderen immer so still und resigniert waren.“

„Möglich. Aber auch ohne Sie wäre wahrscheinlich nichts geschehen. Sie wissen, drei Tage später war der 15. November. Die Sidskone wurde besetzt, Rivesalles löste sich auf.“

„Ich habe“, sagte er mit Betonung, „für die Fälle, die mir interessant schienen, stets Verständnis gezeigt.“ „Jedes Menschenleben ist interessant“, erwiderte ich, „und bedenken Sie, es waren 12.000.“ Wissen Sie, wie viele von denen von Rivesalles später, nach dem Kriege, zurückgekommen sind?“

„Ich weiss es nicht“, sagte er ein wenig zerrissen. „114.“ Das ist wenig, nicht wahr, für die 12.000, die Sie damals hinschickten?“ Er schwiegte, wie von einer

litten leichte Verletzungen.

Der Priester schürzte abermals die Lippen und schwiegte. Die Menge schwoll an, als sie sich der Piazza näherten: stille, traurig aussehende Leute in abgetragenen Winterkleidern. Die Schwarzhemden, die die Plakate trugen, bemühten sich, den Knopf hoch zu tragen und den starren Blick des Duce zu kopieren.

„Die Plakate sind gemeiner als sonst“, sagte Jastrow. Neben dem Wagen marschierte ein dickes rotgesichtiges Schwarzhemd mit einer primitiven Karikatur von Mrs. Roosevelt, wie sie auf einem Nachtopf sitzt und Obszönitäten über ihren Ehemann gräht. Weiter vorn auf einem anderen Plakat ging auf Krücken ein Geldsack mit einem Rooseveltischen Grinsen und rauchte eine Zigarette aus einer schräg nach oben gestellten Spitze.

„Wenn der Topf kocht, kommt der Abschaum nach oben“, sagte der Priester. Er fuhr den Wagen durch enge Seitenstrassen, parkte in einem Durchgang voller Unrat und führte sie zur Piazza Venezia. Auf dem vollbesetzten Platz war es überraschend still. Die Menschen standen schweigend herum oder unterhielten sich leise miteinander. Der Himmel war grau, der Wind heftig und kalt. Fahnen tragende Schulkinder standen zusammengeklumpt zu einer zahmen Herde vor dem Balkon, ohne zu lachen oder Unsinns zu treiben, sie hielten nur zappelig ihre wehenden Fahnen hoch.

Der Priester hatte Jastrow und Natalie zu einem mit Seilen abgesperrten Teil geführt, wo Fotografen und Reporter sich scharten sowie ein paar Amerikaner und die grinsenden fröhlichen japanischen Korrespondenten, die Natalie auf dem Presseempfang getroffen hatte. Jemand stellte ihr einen Klappstuhl hin. Dort sass sie, hielt das schlafende Kind fest auf dem Schooss und zitterte hin und wieder vor Kälte, obgleich sie die dicke Strickjacke unter dem Mantel trug. Der schneidende Wind schien sie bis ins Mark zu durchdringen.

Sie warteten lange, bis Mussolini plötzlich auf den Balkon trat und die Hand zum Gruss hob. Ein Jubelkreisch brüllte und widerhallte auf dem Platz. „Duce! Duce! Duce!“ Das wirkte seltsam, da sämtliche Menschen schweigend, mit leerem oder feindlichem Gesichtsausdruck zu der hauchigen Gestalt in dem trocknenbesetzten Hut mit dem goldenen Adler und der schwarz-goldenen

aus Ankara kommende Millionen Dollar Wirtschaft verteilt werden. Fragen dem Haushalten werden schlägig beschieden; das get der türkischen Zyprion unter Vorwänden Staatsgeheimnis. Eine Teil der beschämend, ein geo Mindestlohn für die Arbeiter könnte Denk auch nach achtwöchiger mit der schlichten Begründung, aus Ankara dafür keine Haushaltsmittel Verfügung — Kontrag kann das keine!

Der griechisch-zyprische Regierung, die selbst aus von Ätiener Zwängen ist, man allerdings das „nicht ersparen, durch ein litte der Diskriminierung vielen Gebieten die by Minderheit finanziell und tisch in die Arme Ankara trieben und ihre Akt lung unter natürlichen Vorzeichen ummies b stigt zu haben unter dem wand der Bedrohung von sen und der jüngsten G Unruhen hat es Denk leicht, gegen die Ompos eigenen Lager mit der „stossende“ vorzugehen. Patriotismus trüht unter blauweissen Grenzflüssen ebenso wie jenseits der „line“ unter dem türki Halmond. Die geliebte ten der unabhängigen Re Zypern mit den grünen Z weigen muss man auf d sel lant“ suchen. Mit g gen Paraden feiern jede aus neue die „türkischen, oten sämtliche Wege des terandes über die Gie Aut der anderen Seite Klerus und Ätiener Off korpe mit ihren „Ereiss len (Forderung nach der schluss Zyperns an Grl land fllt die entspre Revanche.

Nicht nur Berberoglio seinen Anhängern fiel auf, es sowohl die Denktaş, es auch Ankara b siets vermieden haben, die nunmehr zwei Jahre ernde Anwesenheit des T ristenführers Grivas auf sel offiziell zu protestieren

Auffällig ist weiterhin, sich die Terrorakte der Z Bewegung bisher nur z Makarios und ne gene turkische Memoria: gen haben und dass schlüssel vor einigen V „an aufel von EOKA-Fürsorgepläne drückliche eine Versäml mit der türkischen Sells sogar die Abtreuung der lichen Küstenregion im l nia an die Türkei versha nur rund 90 Kilometer Anamur entfernt liegt.

Wie abstrus dieser Coup in seinen Einzel aus erscheinen mag, i sind sich Grivas u. Denk Allen und Ankara einig: sident Makarios mit i brekreiten Neutralität nach aussen und seiner l nen Politik nach innen. i Parteien von ganz rech hin zu den Sozialisten Konv „isten demokrati Spielraum gewährt, i der Mann, den sie an der ze Zyperns gerne sehen ten.

Im Büro eines jungen Architekten fand man ein verbotes Buch über die Wirtschaftspolitik der Türkei — ihm wurde der Prozess gemacht. Wie ihn ging er in letzter Zeit vielen Parteienhängern, die weder Anarchisten noch Kommunisten sind, sondern höchstens als Sozialliberal bezeichnet werden können. Entweder wurden sie unter Vorwänden vor Gericht gestellt oder zum Militär eingezogen.

Die bedrängte Opposition bezeichnet die Denktaş-Administration als „illegale“ und beschuldigt sie der „Unterdrückung der Einschränkung und der Korruption. In der Tar weiss keiner, wie die jährlich

Die reichen arabischen Jahre in Ägypten im Dienst. Es gab angenehme und schlin Tage. Aber mein letztes Treffen mit Sadat war der Höhepunkt meiner Karriere, und ich war nie so glücklich.“

Weiter schrieb Heikal, dass Kissinger am 6. Oktober Ägypten gewarnt habe. Israel könne innerhalb von zwei Tagen seine Reservisten mobilisieren und dann zum Entscheidungsschritt gegen Ägypten ansetzen. Kissinger habe Rückkehr zu den alten Waffenstillstandslinien verlangt. Nach Auflassung von Heikal habe sich der amerikanische Ausseminister mit seinen Erklärungen begnügt gemacht. 1970 habe sich Ägypten auf eine Waffenruhe eingelassen, um sein Raketenbestände auszubauen. Nunmehr bestehe kollektive Verantwortung, vorsichtig zu sein und zum Zustand von weder Krieg noch Frieden zurückzukehren.

Es dämmerte bereits — ich sah die kleine weisse Hand nicht. Man muss schliesslich

TERRORISTEN AKTIV In dem Militärbericht vom 12. Oktober hiess es unter anderem, dass grössere Terroristaktivitäten an der libanesischen Grenze, von dem Dan Dabna-Berik im Osten bis zur Betzet. Gescher Haziv-Gegend im Westen beobachtet worden ist. 35-40 Karfusche-Raketen fielen im Gebiet Dan, Dabna, Mazan, Bet Hillel, Merula, Marabon, Betzet. Gescher Haziv oder jedoch arabischen Schanden anzureichen. Drei Personen er litten leichte Verletzungen.

Die Feier der Grundsteinlegung für das INSTITUT auf Namen Dr. YEHOSHUA FOERDER S. A. und darauf folgende Landestagung des Mitteleuropäischen Kreises der Unabhängigen Liberalen Partei

Die 16. Oktober 1973 in Tel-Jizbach angesetzt waren, wurden verschoben. Ueber neues Datum erfolgt gesonderte Mitteilung.

Jacke emporhickten, eine Ausstaffierung, die mehr ei Operettenkostüm als einer Uniform glich. Unter Balken fabrizierten ein paar Schwarzhemden, um Mi phone geschart, emsig die Jubelrufe. Ein hochgewat ner Mann in der Uniform des deutschen Answärt Amts erschien als nächster, mit ihm ein Japaner im semann und Zylinder. Sie flankierten den Diktator, sogar noch kleiner als der Asiate war; und Mussolini aus, als stünde er zwischen zwei Wachen, die gekom waren, um ihn zu verhaften. Die Schwarzhemden g ihren Lärm auf und richteten ovale fahle Gesichter, den Balkon, ein Haufen Keltner und Barbieri, da Natalie, in schlampiger pseudomilitärischer Maske

Die kurze Rede war kriegerisch, der Ton war kri risch. Die Gesten waren wohlbekannt und äusserst i gerich, aber alles wirkte lächerlich. Der Ton passte n zu den Gesten. Mussolini schwenkte die Faust, wem die Stimme senkte, brüllte wild bei den harmlosesten i dewörtern und Präpositionen und grinsete an den u sendsten Stellen. Der alte gefundene Diktator, in G chenland bereits geschlagen und eines Grossstills se nordafrikanischen Imperiums habraut, schien s Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten in hö unangebrachter Weise zu geniessen. Während Schwarzhemden hin und wieder jubelten und „Duc brüllten, begann die Menge sich zu zerstreuen. Mussa schrie seine letzten Sätze Tausenden von scheiden Rücken zu — in dieser Diktatur ein unglaublicher blick —, wie ein alter Charginvieler, den sein Publi verachtet. Italiener, erhebt euch noch einmal und e auch dieser historischen Stunde würdigt! Wir we SIEGEN! Und abermals lächelte er.

Unter Jubelrufen der Schwarzhemden zogen sich, drei Gestalten auf dem Balkon zurück: Mussolini M zweimal heraus, um sich zu verheugen, aber die M zerstreute sich, als hätte ein Wolkenbruch eingesetzt. Die kleine Gruppe Amerikaner blieb heissamem t sprach erregt in leisem, gespanntem Ton. Obgleich Sache keine Ueberraschung war, kan sie innen nun, sie geschehen war, doch seltsam vor; sie standen je auf feindlichem Boden. Die Debatte unter den Koresp denten, die fortwährend zu den in der Nähe stehend Polizisten hinüberlickten, ging darum, ob sie zuerst

HERMAN WOUK

DER FEUERSTURM

ROMAN

Im Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg.

164. Fortsetzung

„Er war der Jesus eines Juden.“ Aaron Jastrow richtete sich in dem schweren Umhang auf und hob stolz das bärtige Kinn. „Darauf bestehe ich. Das Buch ist die Frucht eines hitverren Ringens mit mir selbst. Ich war ehrlich hingerissen von der ganzen Fülle christlicher Gedanken und ihrer Kunst, die ich an der Universität entdeckte und die sich allein auf dem aufbaute, was der Mann aus Palästina einen ermordeten Juden nannte. Wir Juden behaupten, dass diese Struktur nicht besteht. Natalie — das heisst, Juden wie deine Eltern und meine — aber, weisst du, das stimmt nicht. Es gibt sie. Schliesslich liegt jenseits der religiösen Metaphern und setzte mich unmittelbar mit Jesus auseinander, wie er war, um die historische Realität zu begreifen. Das war die Quintessenz meines jahrelangen Ringens. Ich entdeckte eine ausserordentlich gewinnende und zwingende Persönlichkeit, einen begabten und tragischen armen Verwandten von mir, der in alten Zeiten in Palästina lebte. Also ist das Buch tatsächlich...“

Das Telefon läutete. „Ah“, sagte Aaron und erhob sich

Herzinfarkt in kleinen Raten inhaliert

Das Rauchen steht auf der Liste der Risiken obenan

Bereits ist es ge- nicht notwendig, akrauchen steht auf der Gefahrenliste. Herzinfarkt führen, er Stelle." Mit die Raucher nieder- rufen Ergebnis en- sierung des Berliner es für arztliche Fort- die dem Thema n und Gesundheit" war.

dieses Ergebnis be- war der Schweizer Stegried Heyden, r Abteilung für Prä- dition an der neu- ten Akademie St. Die schlüssigen Be- das Tabakrauchen strichste Ursache liehen Herzinfarkt vor der Amerikaner Kpstein, Professor imologie am Ber- zentrum an der at von Michigan in or, in einer solchen n erdrückenden Ma- liert, dass keine a dem Ergebnis wägen sind, obwohl anhang zwischen und Herzinfarkt bi- statistischen Ma- hheit werden kon- thologeme, der Kau- menhang zwischen se, ist noch unbe-

n berichtete über druckvolle Studie, die SA kürzlich veröffent- de. 1990 wurden 5000 nür etwa gleichmäs- ni war, aber, Beruf untheitszustand anbe- nach ihren Rauchge- en befragt. 1970, Jah- r, im Jahre 1970, wa- diesen 8000 Männern ritten Herzinfarkt ge- Darunter waren 40 über, 50 Bräucher, schen 1960 und 1970 oben aufgeführt haben. Pfeifen und Zigaretten ein halbes Päck- lich, 80, die ein gan- zliches und 100, die 10 Päckchen Ziga- retten geraucht hatten, höher also.

dessen nüchternen Zah- n man folgendes her- — ein Dutzend ver- ueden haben mit mo- eorrenstimmung" (Ep- ologische Ergebnisse n Nichtraucher und Ex- raucher, dass die glei- chen, an Herzinfarkt en, der geringe Unter- zu 50 ist statistisch eadent. Auch die Pien- d Zigarettenraucher und Nichtraucher sind gleich. Die Zigaretten- raucher sind deutlich m, während Gruppen ab- nraucher, die mehr 100 Zigaretten täglich n hatten, tragen ein n Herzinfarkt zu sich n, was das Risiko nst der Zigaretten- raucher.

esentlichen Pfeifen- raucher und keines- fentlich ist, geht e Schweizer Studie iber die Professor n, früher Basel, jetzt

Grundungsrektor der Akade- mie St. Gallen, berichtete. Die Schweizer Epidemiologen wollten herausfinden, in wel- chem Verhältnis die Man- schen, die in der Stadt mit hoher Luftverschmutzung und die in völlig reiner Gebirgs- luft leben, an Lungenerkran- kungen und Herzinfarkt sterben. Ergebnis: Man fand bei den Batern eines abgelegenen Al- penhotels mit absolut reiner Luft eine auffallend hohe Sterberate an Lungenerkran- kungen. Bei der Nachprüfung fand man, dass sie alle ihr Leben lang Pfeife geraucht hatten. Die Schweiz ist noch heute ein Pfeiferraucherland. Ver- gleichsstudien mit Italien er- geben: Alpien, die in reiner Gebirgsluft leben, sterben in Italien ausserst selten an Lungenerkran- kungen. Italiener rauchen Pfeife selten oder nie.

Gesell hat das Mass „Ziga- retteneinheit“ eingeführt. Eine Zigarette oder einem Ziga- rettenstängel entsprechen vier Zigaretten- einheiten. Bei 20 Zigaretten- einheiten täglich, das sind also fünf Zigaretten oder Zigarillos oder Stumpen pro Tag, ist die Mortalität (Sterblichkeit) bei 40 Einheiten (zehn Zigaretten oder Zigarillos täglich) ist sie fast so hoch wie bei Zigaretten. Gesell zieht daraus den Schluss, dass Pfeiferrauchen nur dann weniger gesund- heitschädlich ist als Zigaretten- rauchen, wenn erheblich weniger Tabak geraucht wird. Früher hiess es, wer Pfeife oder Zigaretten raucht, sei quasi ein Nichtraucher. Man führte das darauf zurück, dass der Rauch aus der Pfeife oder der Zigarette nicht inhaliert werde. Diese Ansichten wur- den in Berlin zum alten Ei- sen geworden. Was das Inha- lieren oder Nichtinhaliere betrifft, so glaubt Professor Gesell sagen zu können, dass die meisten Pfeifen- oder Zi- garerraucher gar nicht genau wissen, ob sie inhalierten oder nicht.

Also schlechte Zeiten für Rau- cher. Aber schlechte Zeiten auch für Ärzte, denen es gleichgültig ist, ob ihre Pa- tienten rauchen oder nicht. Ganz schlechte Zeiten für Ärzte, die selber keine rau- chen. Professor Ernest L. Wyder, Präsident der Ameri- can Health Foundation, der vor 25 Jahren den Zusam- menhang zwischen Rauchen und Lungenerkran- kungen entdeckt hat, machte folgende Rechnung auf: laut offizieller Bekannt- gabe der Kongressleitung ha- ben sich 1200 Ärzte für den Kongress angemeldet. In dem grossen Saal B der Messe- hallen am Berliner Funkturm tauschen den Referenten der Sitzung „Rauchen und Ge- sundheit“ am Vormittag 112 und am Nachmittag 107 Da- men und Herren, davon zehn Prozent Journalisten.

„Dass Rauchen zu schwe- ren Gesundheitsschäden führt“, sagte Wyder, „ist jetzt 25 Jahre bekannt. Dass sich aber in den USA nur 10 bis 20 Prozent der Ärzte für dieses Thema interessieren, das ist die grösste Enttäuschung meines Lebens. Man kann aber doch als Arzt nicht an der Tatsache vorbegehen, dass alle Raucherschäden durch

Schutzmassnahmen für den Atlantik

Ein schmutzgrauer Fleck auf der Karte des euro- päischen Umweltschutzes soll verschwinden. Alle Anlieger- staaten des Nordatlantiks arbeiten momentan in Paris eine internationale Konvention aus, die die Verschmutzung der Küstengewässer durch Fische und direkte Einleitungen künftig begrenzen und unter- strengte Kontrolle stellen will. Nach der Ansicht mehrerer Teilnehmer, vor allem auch der Bundesrepublik und der Niederlande, soll diese Kon- vention so straffe Regelungen enthalten, dass sie beispiels- haft für kommende Verein- barungen, etwa für die Ostsee oder das Mittelmeer, werden kann.

Die in Paris versammelten Experten konnten bis zum Freitag nur ein zusammenfas- sendes Arbeitspapier fertigstel- len. „Ende November konnte aber schon die endgültige Kon- vention verabschiedet werden“, meinte der deutsche De- legationsleiter, Ministerial- rat vom Bundesinnen- ministerium Dr. Schütz. Der Schutz der Küstengewässer ist bisher of- fensichtlich in allen Ländern vernachlässigt worden. Unmit- telbare Gefahren haben sich bereits in zahlreichen Fällen für Badestrände ergeben, die Fischer in den Küstengewässern ist ebenfalls bedroht. Auf län- gere Sicht könnte das biologi- sche Gleichgewicht der Ozeane gefährdet werden, mittelbar dadurch auch der Sauerstoff- haushalt der Atmosphäre.

Ein wesentliches Motiv für die intensiven Arbeiten am Schutz der Küstengewässer ist die Vermeidung internationaler Wettbewerbsverzerrungen bei umweltgefährdenden Industrien. Diese zeigen in letzter Zeit die Tendenz, aus dem Binnen- land an die Küste abzuwandern, wo häufig weniger strenge Umweltschutzbestimmun- gen gelten. Hinzu kommt die nicht offen eingestandene Fra- ge einzelner Länder, mehrere — im Umweltschutze „Opferzone“ genannte — Ge- biete zuzulassen, in denen Schutzbestimmungen von vorn- herein nicht angewandt wer- den.

Die skandinavischen Staa- ten, die Niederlande und auch die Bundesrepublik drängen jetzt in Paris auf möglichst strikte Schutzbestimmungen. Die auf einer „schwarzen Liste“ aufgeführten Stoffe, wie etwa Quecksilberverbindungen und bestimmte Schädigungs- mittel, sollen möglichst bald nicht mehr in die See eingeleitet werden dürfen.

Die Anzahl der Luftpas- sager nach Israel ist in der Periode April–August 1973 um 25 Prozent, von 215 auf 222,5 Prozent, im Vergleich zur gleichen Periode des Vorjah- res, gestiegen. Die Zahl der Flugpassagiere aus den USA ist dabei zurückgegangen, die aus Europa ist um 18,5% ge- stiegen.

„Euroco“ – Währung aus der Retorte

Regierungschefs schmücken damit die Schlussverhandlungen ihrer internationalen Kon- ferenzen. Leidenschaftliche Eu- ropäer träumen davon als dem- kratischen Beiwerk jener Ent- wicklung, die vermessen man- sich als Europäische Wäh- rung zu bezeichnen ge- wähnt hat. Praktisch denken die Bankiers haben sie dieser Tage ohne grosse Fanfare, so, als ob nichts Besonderes da- bei wäre, aus der Taufe ge- hoben: Europas erste eigen- ständige Währung.

Euroco heisst sie. Die Be- zeichnung steht für die Abkür- zung des Begriffs European Composite Unit, was soviel be- deutet wie europäische Syn- thesewährung. Während die Politiker sich kampfhaft mu- hen, ihre eigenen Versuche zur modernen Integration Euro- pas wie den „grünen Dollar“ oder die „Schlange im Tun- nel“ nicht eines vorzeitigen To- des sterben zu lassen, wäh- rend angesichts endloser Wäh- rungswirren die Idee einer Europa-Währung ferner denn je erstrahlt, mutet das Euro-Projekt geradezu toll- kühn an.

Erstmals angewandt wer- den soll die Euro-Währung demnach bei der Begehung einer Obligation der Europa- ischen Investmentbank im Wert von 36 Millionen Dollar — pardon: 30 Millionen Euro- co. Vorausgesetzt, das Zeichnerpublikum akzeptiert die Idee, woran bei dem rela- tiv kleinen Anleihebetrag und

dem Kreis der Putenbanken für die Emission nur wenig Zweifel bestehen, könnte der Euroco alsbald zur vertrauten Verrechnungseinheit im in- ternationalen Kapitalmarkt werden. Drei weitere Emissio- nen sind bereits geplant. Das Bankhaus Rothschild & Söhne hat darüber hinaus die An- sicht, zu einem späteren Zeit- punkt den Euroco über den Status einer Verrechnungsein- heit hinaus als internationales Zahlungsmittel, für Beise- schencks beispielsweise, zu pa- gieren.

Das Experiment, als wel- ches die Schaffung dieser Währung aus d. Retorte anzu- sehen zu gelten hat, sprich- t nicht nur für den Erfindungs- reichtum der Banken, die auf diese Weise das darniederlie- gende Obligationengeschäft am Euromarkt wieder beleben wollen. Es sagt gleichzeitig vieles über den Zustand der „offiziellen“ Landeswährungen und die Unfähigkeit der diese Währungen vererbenden Insti- tutionen, ohne und mit fließenden Wechselkursen die Funktionsfähigkeit des inter- nationalen Kapitalmarktes zu garantieren.

Das Vertrauen in die tra- ditionellen Anleiheverwäh- rungen, den Dollar vor allem, aber (aus bisher ungeklärten Grün- den) auch in die unsterile D- Mark, ist so sehr gesunken, dass es praktisch unmöglich geworden ist, Gläubiger und Schuldner an den langfristi- gen Euro-Märkten zusam- menzubringen. Wer eine in Dollar denominierte Obliga- tion zeichnete, hat die bittere Er- fahrung gemacht, dass die

Wenn man aus dem Vor- stoss von Rothschild exakt herauslesen möchte, wie „die City“ derzeit die Gesundheit der traditionellen Währungen einschätzt, dann ist das Euro- Projekt in zweifacher Hinsicht interessant: einmal fehlt in der Definition der Währungsrein- heit der Dollar völlig. Zum anderen lässt die Ausrufung der ersten Anleihe der Sin- gels von 3 1/2 Prozent bei- spielsweise, den Schluss zu, dass die Emissionen den Wert des Euro gegenüber anderen Währungen sehr selbstbewusst hoch ansetzen.

In London wurde in die- sem Zusammenhang aus dem Zinsgefälle gegenüber lang- fristigen britischen Staatspa- pieren „verschnäpelt“ geschlos- sen, wer sich für Euroco ent- schied, reichte innerhalb der geplanten Laufzeit der Anlei- he von 15 Jahren mit einer weiteren Absenkung des Zin- ses um 20 Prozent. Nun, sol- che Folgerungen werden als- bald rasch auf ihre Richtigkeit hin geprüft werden können. Es ist geplant, für die Euro-Obligation der Eu- ropäischen Investmentbank der Luxemburger Börse Kurse notieren zu lassen.

LUFTFAHRT – REPORT

Von unserem Luftfahrt-Korrespondenten

WELTLUFTVERKEHR IM AUFWIND

Mit rund 443 Millionen Passagieren befand sich der Weltluftverkehr im Jahre 1973 kräftig im Aufwind. Die in der Zivilluftfahrtorganisation ICAO zusammengeschlossenen Luftverkehrsgesellschaften er- reichten gegenüber dem Vor- jahr eine Zuwachsrate von 9,8 Prozent. In der Sowjet- union wurden allein 82 Millio- nen Fluggäste befördert, hier- ergab sich ein Plus von 8,9 Prozent. Europa war mit 44,7 Prozent am internationalen Verkehr beteiligt.

Trotz der wachsenden Be- deutung des Flugverkehrs für Reisen ins Ausland betrug der Anteil des internationalen Pas- sagerverkehrs am gesamten Luftverkehr nur 19,8 Prozent. In diesen Zahlen schlägt sich der hohe Beförderungssanteil der inneramerikanischen sowie der sowjetischen Luftver- kehrsgesellschaften nieder. Auch weltweit gesehen ist die Steigerung des inländischen Luftverkehrs grösser als der des grenzüberschreitenden Verkehrs (10 gegenüber 2,3 Prozent).

Der Luftverkehr in den 123 ICAO-Staaten, zu denen mite- lerweile auch die Sowjetunion und China gehören, wurde im Jahr 1972 mit 7454 Verkehrs- flugzeugen bewältigt. Diese Zahl nahm gegenüber dem Vorjahr um 11 Maschinen zu. 56,5 Prozent dieses Flugzeug- parks waren mit Strahltrieb- werken ausgerüstet, 20,9 Pro- zent waren Turboprop- sowie 22,6 Prozent Kolbenmotorflug- zeuge. Insgesamt wurden von der ICAO 192 886 Zivillflugzeu- ge und 4334 Hubschrauber re- gistriert.

Weltweit wurde der Luft- verkehr 1972 von 934 interna- tionalen Flughäfen abgewir- kelt. Davon befinden sich die meisten in Europa und dem Mittelmeerraum, nämlich 363. Es folgen Südamerika und die Karibik mit 189, Afrika und der Indische Ozean mit 144, Südostasien und der Nahe Osten mit 137 sowie Nordame-

rika und der Pazifik mit 101 international angetragenen Plätzen. In der Gesamtzahl aller Flughäfen sind hingegen die Vereinigten Staaten füh- rend.

KREBS DURCH RÖNTGEN UND LUFTVERKEHR

Die übermässige Anwen- dung von Röntgenstrahlen bei der Krankheitsdiagnostik und der wachsende moderne Di- senflugverkehr bergen nach Ansicht des amerikani- schen Karneyphysikers Ralph Lapp ein weit höheres Risiko, an Krebs zu sterben, als Kan- kerkraft, wenn man schwe- re Betriebsmittel auskumuliert.

In seinem Referat vor der Internationalen Wissenschaft- lichen Konferenz über Strahlung- schutz in Washington schätzte der bekannte Wissenschaftler, die übermässige Verwendung von Röntgenstrahlen werde bedeuten, dass 30 000 Men- schen (in den USA) noch wäh- rend dieses Jahrhunderts an Krebs sterben werden, falls die Röntgendiagnostik nicht scharf eingeschränkt werde.

Professor Lapp meinte wei- ter, die kosmische Strahlung, die auf die Insassen eines Dö- senfluges in Höhen von 10 000 Metern und mehr ein- wirkt, könnte allein in Ame- rika den Krebsstoss von rund 7 000 weiteren Personen verur- sachen. Die Zahl der Krebsstö- ze, die infolge der früheren und der jüngsten französi- schen und chinesischen Atom- störschüsse durch radioaktive Aus- schüttung zu erwarten seien, schätzte Lapp auf 6 000. Alle diese Zahlen stünden im Ver- gleich zu nur 90 Krebsstößen, mit denen bis zum Jahre 2000 im Zusammenhang mit radio- aktiver Strahlung, die bei der Röntgendiagnostik von Kernkraft- werken frei wird, zu rechnen ist.

Vor den 900 Teilnehmern des Kongresses aus 60 Natio- nen drängte der Wissenschaft- ler auf die Einführung restrikt- iver nationaler Standardwer- te für die diagnostische An- wendung von Röntgenstrah-

Berlin - neuralgischer Punkt der Verhandlungen

Bonn und Ost-Berlin sind erwiesen, der allerdings, soviel es zu Abmachungen gekom- men ist, jeweils ausgeräumt werden konnte.

Unabhängig von der Berlin- Frage kommen auf die Bonner Unterhändler bei den Gesprä- chen zur Ausfüllung des Grundvertrages erhebliche Sachprobleme zu. Das gilt in erster Linie, wie der inner- deutsche Minister erläuterte, für die Erörterung über den Rechtsverkehr. Politisch beson- ders brisant sind die Ver- handlungen über die Errich- tung ständiger Vertretungen in Bonn und Ost-Berlin, die am 4. Oktober fortgesetzt wer- den sollen.

Die Bundesregierung be- müht sich hier um Diskre- tion, weil sie nach den Wor- ten Frankes „ohne spekulä- re öffentliche Diskussion akzeptable Lösungen“ errei- chen will. Klar ist jedoch, dass die politische „Anhu- dung“ der beiderseitigen Ver- tretungen weiterhin stark um- stritten ist. Im Gegensatz zu Bonn besteht Ost-Berlin of- fensichtlich darauf, dass die jeweiligen Ausserministerien

als Kontaktstellen fungieren. Dazu soll der Auslands-Char-akter unterstrichen werden, den Bonn vermeiden will und auf Grund des Karlsruher Urteils auch vermeiden muss. Jenseits der Politik bildet die Suche nach repräsentati- ven Euro- und Wohnräumen ein weiteres ungelöstes Pro- blem. Die Bundesregierung, so versicherte Frankes, warte trotz der noch bestehenden Probleme mit Gelassenheit die weiteren Gespräche ab.

Bereits eingeleitet sind nach Meinung des inner- deutschen Ministers neben den Gesprächen über Rechts- verkehr und ständige Ver- tretungen auch Verhandlungen über das Gesundheitswesen. In Expertengruppen würden entsprechend dem Grundver- trag Fragen der Grenzzeichen- und der Adressierung von Korrespondenz in besprochen. Die im Transitankommen und im Verkehrsabkommen vorge- sehenen Kommissionen arbei- ten mit Erfolg. Die Ver- handlungen zwischen den Sportverbänden seien nicht so fernschwebend, wie mancher annehme.

Die für morgen, Dienstag, 16. Oktober 1973
vorgesehene VERANSTALTUNG der
EHEMALIGEN BARKOCHBANER
BERLIN
ist bis auf weiteres
VERSCHOBEN.

um zurückkehren sollten, um ihre Schreibtische zu verlassen, oder sich direkt zu der Botschaft begeben. Mehrere stimmten dafür, zuerst ins Büro zu ge- hen, um zu sehen, ob es dort vielleicht lange festsitzen, bis der Abfahrt der Diplomatenzüge.

spanierte Aaron Jastrow an sein Manuskript. Er ter Spanelli, sie, hervor sei in die Botschaft gingen, zum Hotel zu fahren. Spanelli war es recht, und machte keine Einwände. Sie befand sich im Zu- sammenhang. Das Kind begann zu weinen, und sie daran, einige Windeln und sonstiges Zubehör mit- zunehmen. Sie kehrten zum Wagen zurück und fuhren davon, aber der Priester bremste plötzlich, einen Blick zum Hotel entwerfend, und zeigte durch die Botschaft auf zwei Polizeiwagen, die im Ein- gang durchgehakt hatten. Während er Aaron mit grossen feuchten besorgten Augen ansah, „Gott, das ist das Manuskript kostbar, Professoren, ich bin nicht doch lieber zuerst zu Ihrer Bot- schaft. Schlimmstenfalls kann ich ihnen ja Ihr Man-uskript.“

„Botschaft, zur Botschaft“, sagte Natalie. „Er hat zur Botschaft.“

Spanelli hielt abnormals, ein paar Häuserblocks von Botschaft entfernt. Vor dem Gebäude stand ein von Polizisten und Soldaten. Auf der gegenüber- lichen Strassenseite befand sich ein kleiner Hanf von wach, die auf irgendwelche dramatischen Vorfälle en. Im Augenblick sah aus der Ferne alles ruhig

„Wir sind zu Fuss“, sagte der Priester. „Sie sollten durchgehakt durch den Kordon kommen können zu sehen, was es ist.“

die aus im Fond des Wagens. Jastrow drehte sich um und legte trübend seine Hand auf die ihre, nicht nahm einen versteinerten, müden, trotzigem an. „Kommt. Kind. Jetzt bleibt uns kaum eine Wahl.“

sahen auf die Seite der Strasse, wo die Zuschauer n. Am Rande des Laufens trafen sie den Times- korrespondenten der Natalie zu dem japanischen Emp-

fang mitgenommen hatte. Er war verstört und bitter; er beschwor sie, keinen Versuch zu machen, den Kordon zu durchbrechen. Soeben, vor kaum fünf Minuten, habe der Korrespondent der United Press versucht, er sei vor dem Tor angehalten worden, und nach einem Wort- streit sei ein Polizeiwagen erschienen und habe ihn abgeführt.

„Aber wie ist das möglich? Das ist unzulässig, das ist sinnlos“, rief Pater Spanelli. „Wir haben viele Aus- landskorrespondenten in den Vereinigten Staaten. Es ist einfach idiotisch. Es wird berichtigt werden.“

„Wann?“ fragte der Times-Korrespondent. „Und was geschieht inzwischen mit Phil? Ich habe sehr hässliche Dinge über Ihre Geheimpolizei gehört.“

Das Kind an sich pressend, kämpfte Natalie gegen das alptraumhafte Gefühl, in schwarzen Wassern zu versin- ken, und fragte: „Was nun, Aaron?“

„Wir müssen versuchen, durch den Kordon zu kommen. Was bleibt denn sonst übrig?“ Er wandte sich an den Priester. „Oder — Enrico, könnten wir jetzt sofort in den Vatikan gehen? Hätte das einen Sinn?“

Der Priester breitete die Hände aus. „Nein, nein, jetzt nicht. Daran ist nicht zu denken. Noch wurde nichts ab- gemacht. Womöglich wäre es das Schlimmste, was Sie tun könnten. Lassen Sie mir Zeit, irgend etwas lässt sich vielleicht machen. Aber keinesfalls sofort.“

„Herzje, da seid ihr ja“, sagte eine heisere amerikani- sche Stimme. „Wir stecken alle in einer schweren Bro- douille, Kinder, und ihr solltet lieber mit mir mitkom- men.“

Natalie sah sich um und blickte in das besorgte, hü- bersche, sehr jüdische Gesicht von Herbert Rose.

Lange Zeit danach war die übermächtige Wirklichkeit der Fischergeruch in dem Lastwagen, der sie nach Neapel brachte, ein Geruch, der so penetrant war, dass Natalie nur mühsam Luft holte. Die beiden Fahrer waren Nea- politaner, deren Aufgabe es war, frischen Fisch nach Rom zu befördern. Rabinowitz hatten den Lastwagen ge- mietet, um ein Ersatzteil für den alten Generator des Schiffs zu transportieren; ein durchgebrannter Elektro- magnet hatte dessen Abfahrt verzögert.

Grau im Gesicht vor Migräne, kauerte der unteretzte Palästinerer jetzt schwankend, mit geschlossenen Augen, die Knie mit den Armen umspannend, neben dem in grobes Leinen eingewickelten Elektromagneten auf dem Boden des Lastwagens. Er hatte in Rom und Salerno zwei Tage und zwei Nächte damit zugebracht, diesen Magneten aufzutreiben, hatte dann in Rom einen gebrauchten er- mittelt und Herbert Rose mitgenommen, um ihn bezahlen zu können. Während Rose Jastrow und Natalie zu dem in einer Seitenstrasse unweit der Botschaft geparkten Lastwagen brachte, hatte der Palästinerer ausgiebig ge- redet, obwohl er seitdem in diesen Betäubungszustand verfallen war; und die Geschichte, die er erzählt hatte, überzeugte Natalie von der Notwendigkeit, mit ihrem Kind in den Lastwagen zu klettern. Nach einigen verzwei- felten Worten mit Pater Spanelli wegen des Manuskripts war Aaron ihr gefolgt.

Dies war die Geschichte des Palästinerers: Er war auf Herb Roses Drängen zum Exzellenz gefahren, um Jastrow und Natalie eine letzte Chance zur Mitfahrt anzubieten. Dort hatte er in Aarons Suite zwei wartende Deutsche vorgefunden. Die gutangelegenen Männer hatten ihn mit höflichen Worten hereingebeten und dann die Tür ge- schlossen. Als er nach Dr. Jastrow fragte, begannen sie ihn, ohne sich zu erkennen zu geben, in der rücksichts- losesten Weise zu verhören. Rabinowitz verzog sich, so- bald es ihm möglich war, und zu seiner Erleichterung hatten sie ihn einfach gehen lassen.

Während der ersten Stunde der holprigen, ratternden Fahrt in dem dunklen übelriechenden Lastwagen erwog Jastrow vergebens jede Möglichkeit einer freundlichen Erklärung für die Anwesenheit Deutscher in seiner Hotel- Suite. Es war fast ein Monolog, denn Natalie war noch stumm vor Schrecken, Rabinowitz schien in Schmerzen versunken, und Herbert Rose war gelangweilt. Die Män- ner seien offenbar Gestapo-Agenten gewesen, sagte Rose, die gekommen waren, sich den blutigen Chip zu holen, und es gebe nichts mehr zu erzählen. Aber Dr. Jastrow hatte Skrupel wegen seines überstürzten Entschlusses, mit Ra- binowitz zu fahren, und äusserte sie laut. Schließlich er- wählte er zögernd den Diplomatenzug als eine Möglich- keit, die noch immer bestehe. Das brüchige Natalie dazu, zu sagen: „Du kannst nach Rom zurückfahren, Aaron,

und versuchen, in diesen Zug zu kommen. Ich tue es nicht. Viel Glück.“ Da gab Jastrow auf, rollte sich in einer Ecke unter seinem dicken Umhang zusammen und schlief ein.

Der Fischtransporter wurde auf dem Weg nach Neapel nicht angehalten. Er war ein gewohnter Anblick auf der Landstrasse und bot den feindlichen Flüchtlingen ausge- zeichneten Schutz. Als er die Hafenstadt erreichte, war es bereits Nacht. Während er sich durch verdunkelte Strassen langsam seinen Weg zum Meer machte, wurden die Fahrer mehrfach von Polizisten angehalten, aber ein paar Worte bewirkten dann lautes Gelächter und die Er- laubnis weiterzufahren. Natalie vernahm das alles in einem Nebel von Angst und Erschöpfung. Der Sinn für die Alltagswirklichkeit hatte sie völlig verlassen. Sie liess sich vom Wirbelsturm tragen.

Der Lastwagen hielt. Ein lautes Klopfen schreckte sie auf, dann sagte einer der Fahrer in heiserem neapoli- tanischen Tonfall: „Macht auf, Freunde, wir sind da.“

Sie stiegen vom Wagen auf eine Mole hinab, wo der Seewind köstlich erholend war. In der bewinkelten Nacht war das Schiff längs der Mole ein Schattengebiet, wo schattenhafte Menschen auf und ab gingen. Es erschien Natalie nicht grösser als ein New Yorker Hafen-Rund- fahrt-Boot.

Dr. Jastrow fragte Rabinowitz: „Wann laufen Sie aus? Sofort?“

Rabinowitz erwiderte grunzend: „Leider nicht. Wir müssen dieses Teil erst einsetzen und prüfen. Das erforder- t Zeit. Kommen Sie an Bord, und dort werden wir einen bequemen Platz für Sie finden.“ Er deutete auf die schmale Gangway.

„Wie heisst das Schiff?“ fragte Natalie.

„Oh, es hat viele Namen gehabt. Es ist alt. Heute heisst es *Rodomeo*. Es ist in der Türkei registriert, und sobald Sie an Bord sind, werden Sie in Sicherheit sein. Der Hafemeister und der türkische Konsul hier verste- hen sich ausgezeichnet.“

Ihr Kind an sich drückend, sagte Natalie zu Aaron Jastrow: „Ich fange an, mich als Jüdin zu fühlen.“

Fortsetzung folgt.

